

Deutschland entdecken – Jan Weilers Reisetagebuch *Mein Kleines Land* und die Entwicklung eines neuen deutschen Selbstverständnisses

TILMAN KLINGE

Universidad Rey Juan Carlos I, Madrid.

Zwischen 2004 und 2005 unternahm Jan Weiler weitreichende Lesereisen durch Deutschland, um seinen Erfolgsroman *Maria, ihm schmeckt's nicht* vorzustellen. Dazu besuchte er die verschiedensten Ortschaften, häufig kleine und wenig bekannte, je nach dem, wo die Lesungen stattfanden. Die Erlebnisse und Eindrücke dieser Reisen stellte er zunächst als Blog ins Netz. Anfang Dezember 2006 veröffentlichte er unter dem Titel *In meinem kleinen Land* eine leicht überarbeitete Buchversion der Texte, die einen solchen Erfolg hatte, dass noch im selben Monat eine zweite und dritte Auflage erschienen. Heute ist die neunte im Verkauf, außerdem wurde ein e-book und ein Hörbuch erstellt, eine Großdruckversion ist für April 2010 angekündigt. Auch wenn es sich vielleicht nicht mit dem seines Erstlingsromans messen lassen kann, so war und ist das Buch doch fraglos ein Erfolg. Umso auffälliger ist dagegen der Umstand, dass das Werk in den verschiedenen Berichten über den Autor – etwa im Zuge der Vorstellung des Films *María, ihm schmeckt's nicht*, der Promotion seines Romans *Drachensaat* (2008) oder auch seines neuen Buches *Mein Leben als Mensch* (2009) – kaum Erwähnung findet. In einem *Stern*-Artikel vom 7.8.2007 erscheint es zumindest noch im letzten Absatz, in der *FAZ* vom 8. Juli 2009 gar nicht – ebensowenig im *HR1-Talk* vom 13.12. dieses Jahres¹.

Ein wesentliches Anliegen dieser Erinnerungen an die Fahrten durch Deutschland ist der Umgang der Deutschen mit ihrem Land. Am Ende seiner Reisetätigkeit gelangt Weiler dabei zu dem positiven Deutschlandbild, das er bereits im Vorwort ankündigt.

(S.343) Ich könnte noch Jahre durch dieses Land fahren, ohne auch nur annähernd alles gesehen zu haben, was zu sehen ist, sich sehen lässt und lassen kann und sehenswert ist. Unser Land ist so lächerlich klein und dann doch so unendlich vielfältig. Früher wäre mir das nie aufgefallen.

Neben der Vielseitigkeit des Landes ist es, wie Weiler bereits im Vorwort festhält, vor allem die Sicherheit im Lande und die Freundlichkeit der Bevölkerung, die ihn zu dieser Einstellung kommen lässt. Diese sieht er weitgehend im Gegensatz zu seiner «Sozialisierung». Noch im September 2005 stellte er zwar fest, dass Deut-

sche ihr Land zu wenig kennen würden, scheute aber in der Konsequenz den Vorwurf des Völkischen:

(S.33) Auf der Fahrt hat man viel Zeit zum Nachdenken. Zum Beispiel darüber, dass wir unser Land zu wenig kennen [...] Jedenfalls glaube ich, dass wir Deutschen uns nicht genug auskennen in Deutschland. Ich zum Beispiel habe mehr italienische Städte samt Kirchen und Museen besucht als deutsche, und ich glaube, dass dies bei vielen meiner hochinteressierten und weitgereisten Landsleute genauso ist. [...] Ich hätte einen Vorschlag dazu. Alle Jugendlichen müssten während ihrer Schulzeit insgesamt vier Monate auf Kennenlernreise. [...] Am Ende könnte jeder sagen, dass er sein Land mal vom Wattenmeer bis zu den Alpen gesehen hat. Und jeder könnte sich für oder gegen Deutschland entscheiden, weil er es kennt. (S.34) Natürlich mache ich diesen Vorschlag nur leise, denn es ist peinlich, daran zu erinnern, dass wir entwicklungsfähige Kenntnisse unseres Landes und unterem anderen deshalb kein ausgeprägtes Nationalbewusstsein haben. Man gerät gleich in so eine völkische Ecke. Ich ziehe ihn also zurück, meinen Vorschlag. Entschuldigung. Ich bin sofort wieder ein braver, in den siebziger und achtziger Jahren sozialisierter Deutscher, der sich aus lauter Angst vor übertriebenem Nationalismus nicht darüber klagt, dass kein Mensch weiß, wo Iserlohn liegt. Und ich reihe mich nach diesem Gedankenspiel auch sofort wieder brav in die Phalanx modernistischer deutscher Autoren ein, die reflexartig erklären, dass es keinen Grund gebe zu wissen, wo Iserlohn liegt, weil man ohnehin nie hinfahren würde.

Natürlich ist der Passus ironisch, doch formuliert der Autor diesen Vorbehalt kaum dass er sich zum ersten Mal im Tagebuch dem Problem nähert. Im März 2006, in Wolfsburg, hat sich die Sicht schon erheblich verändert:

(S. 254) Man sollte meinen, dass man Deutschland immer weniger mag, wenn man ständig durchfährt. Aber das Gegenteil ist wahr. Ich mag dieses Land immer mehr, so wie man manche Menschen gerade wegen ihrer Unzulänglichkeiten schätzt. Es ist zu kalt hier, das steht fest. Es gibt Bürokraten, es gibt Verbrecher, es gibt Spießler. Aber wo gibt es die nicht? Sagen Sie mir ein Land und ich ziehe sofort dorthin.



Hier kommt jetzt die Tatsachenentscheidung als Argument zu Geltung, die Formulierung ist aber noch negiert.

(S.255) In anderen Ländern, zumal europäischen, sind die Lebensbedingungen in Wahrheit auch nicht besser als bei uns. Deutschland ist nicht spießiger als der Rest der Welt. [...] Wo soll man denn sonst hin? Sorry, aber wir gehören hierher. Das ist Deutschland und wir sind Deutsche. Wir haben uns dieses Land so gemacht, wie es ist. Jammern gilt nicht.

Am Ende der Reise ist jeder Vorbehalt überwunden. Dabei lohnt es sich an die Eigenschaften zu erinnern, an denen sich seine positive Sicht entwickelt: kulturelle Vielseitigkeit, Sicherheit und der freundliche Umgang der Menschen, also alles Eigenschaften, die nationalistische Klischees oder allgemein wertende Äußerungen kaum zulassen. Vor allem können sie kaum zu abwertenden Vergleichen mit anderen Ländern herangezogen werden. Zugleich findet man praktisch keine landmannschaftlichen Klischees². Das bedeutet allerdings nicht, dass nicht auf Klischees zurückgegrif-

fen würde, wenn sie sinnvoll erscheinen³, doch erscheinen sie in wenigen Fällen, und zumeist setzt sie Weiler für leichter wahrnehmbare Regionalia wie die Dialekte (Schwaben, Franken, Saarland) ein oder spielt mit ihnen, um sie selbst ad absurdum zu führen:

(S. 35) Die Friesen sind freundliche Menschen mit einem großen Talent für den Fremdenverkehr. Es würde mich nicht wundern, wenn Wyk auf Föhr im Oktober abgebaut würde, um dann über den Winter eingelagert und erst Ende April wieder auf markierten Flächen installiert zu werden. Die Bewohner von Wyk legen dann die gestreiften Hemden ebenso ab wie ihren Dialekt und fahren für fünf Monate heim nach Thüringen.

Im Vorwort wie im oben zitierten Abschnitt seines Vorschlags obligater Deutschlandreisen interpretiert Weiler die Deutschlandablehnung, der er sein frisch erwor-

benes, positives Deutschlandbild entgegenhält, als generationsgebunden, eben seiner Generation der *in den siebziger und achtziger Jahren sozialisierten Deutschen* (S.34). *Wir sind kritisch aufgewachsen: konsumkritisch, religionskritisch, politikkritisch, kulturkritisch* (S.14). Alleine gegen diese überkritische Haltung wendet sich seine neue Erkenntnis. Ein übertriebenes Nationalgefühl, ein radikaler Nationalismus gerade auch in seiner rassistischen Variante kommt trotz der öffentlichen Aufregung über «No-go-areas» im Vorfeld der Fußballweltmeisterschaft von 2006 kaum vor. In den drei (!) Stellen, in denen die Rechtsradikalität bzw. Rassismus thematisiert werden, erscheinen sie als Ausdruck ostdeutscher Frustration⁴, als Katastrophe, die als solche national oder zumindest versetzbar sei⁵, und unter dem Zeichen der uneingeschränkten, aber letztlich kommentarlosen Gegnerschaft⁶. Doch werden sie nie unter dem Zeichen eines anderen/neuen Deutschseins, als nationales Problem oder gar unter dem Aspekt des Nationalproblems gesehen. Auch in anderen Bereichen scheint sich Weiler zumindest nicht vordergründig bewusst zu sein, wie weit seine Darstellung und sein Ansatz selbst

natürlich auch eine generationelle Bindung aufweisen. Das gilt etwa für die Ablehnung von Gruppenspezifika und den schnell gefunden Verweisen auf das Individuelle, in die sich so leicht Allgemeinplätze einweben lassen. Deutlicher aber wird es noch in der Behandlung des Nationalsozialismus und seiner Bedeutung für das spätere Deutschland. Zum einen ist hier die fast absolute Gleichsetzung von NS-Zeit und Hitler einerseits und andererseits die unbedingte Bindung von NS-Zeit/Hitler und Kriegszerstörungen zu nennen. Beide finden in eigentümlichen, sarkastischen wie ironischen Anmerkungen in häufig unerwartetem Umfeld Verwendung⁷. Hier ist also auch eine Generationskritik zu erkennen, zumal diese NS-Verweise auch gerne zur komischen Überzeichnung dienen.

(S. 52-53: Paderborn) Überall gibt es denselben Kram.
[...] Überall, wo ich hinkomme ist Subway.

[...]

[...] Wie schön unsere Städte wohl wären, wenn sie nicht vor sechzig Jahren von vorne hätten anfangen müssen? Kaum vorzustellen. Wahrscheinlich gäbe es dann auch keine wüsten Innenstädte und darin auch nicht diese Filialkultur. Man könnte sich beinahe zu der Behauptung versteigen, Hitler sei schuld an Subway.

Doch ist der immer wiederkehrende Bezug gerade in dieser Beständigkeit eben auch generationsspezifisch. Anhand der Überlegungen, ob man zum Film *Der Untergang* bügeln dürfe, und des Kommentars zu einer Werbung eines jüdischen Restaurants (*Deutsche, esst bei Juden* – in Frakturschrift) lässt sich diese Spannung nachvollziehen. Im ersten Fall (S.190) zeigt schon der verwirrte Satzbau und der unnötige Alltagssprachliche Wortschatz, wie absurd Weiler dergleichen Zweifel scheinen und er gelangt so rasch zur –ebenso absurden– Ablehnung⁸. Im zweiten Fall führt diese Art der Werbung zu einen längeren, ernsten Gespräch zwischen Freunden. In seiner Ablehnung stellt sich dem Kollektiven ein weiteres Mal das Individuelle entgegen⁹ und solche Werbung wird pervertiert, indem «andere berühmte Sätze, die das Verhältnis zwischen Nazis und Juden treffend beschreiben» derartig werbetechnisch umgeschrieben werden¹⁰: Nämlich die zynischen Überschriften über den KZ (*Jedem das Seine zu Jedem das Eine: unsere Weine bzw. Arbeit macht frei zu Arbeit macht Brei*):

(S.197) Ach, das finden Sie nicht komisch? Ich auch nicht. Und wenn der Werber und der Wirt noch alle Tassen im Schrank haben, finden sie ihr eigenes Plakat auch nicht mehr komisch.

Bei der Behandlung der DDR und der Vereinigung der deutschen Staaten zeigt sich Weilers Verwurzelung in den bundesdeutschen siebziger und achtziger Jahren. Weniger gilt hier das Argument des Übergewichts der Orte aus den alten Bundesländern. Dies entspricht vielmehr den wirtschaftlich-sozialen Gegebenheiten. Gerade der Nordosten sei auch zu wenig besiedelt, als dass sich dort Einrichtungen halten könnten, die das Risiko einer Auto-rennung auf sich nähmen¹¹. Eher entdeckt sich dieser Umstand in der Tatsache, dass praktisch alle Erinnerungen an den deut-

schen Osten Erinnerung an die Zeit unmittelbar nach der Vereinigung sind. Erinnerungen an die Zeit der deutschen Zweistaatlichkeit beschränken sich auf die an den obligaten Ostberlinausflug während der ebenso obligaten Klassenfahrt nach Westberlin. Andere Ostkontakte gab es nicht. In dem Jahrzehnt nach der Vereinigung hat das Interesse im Zuge wiederum deutlich nachgelassen oder es gab zumindest keine so großen Kontakte zu Ostdeutschland, dass sich Begebenheiten in seiner Erinnerung gehalten hätten. Lediglich zum ersten Besuch in Erfurt erwähnt Weiler die Existenz der Buchhandlung in der DDR und erinnert sich an seine Unbedarftheit beim letztjährigen Besuch. Weitere Kontakte im vereinten Deutschland sind nicht verzeichnet. Es sind die Erinnerungen eines Menschen, dessen erste berufliche Erfahrung bzw. erstes Öffnen nach der Schulzeit ziemlich genau mit den neuen Herausforderungen der zusammenbrechenden DDR zusammenhängen, ohne dass sich diese Herausforderungen aber im weiteren entwickelt hätten. Vielmehr wurde sie durch andere, zukunftssträchtigere ersetzt. Der Weiterbestand der DDR im Denken des Autors zeigt sich etwa in Formulierung wie «sozialistisches Grau» oder «Plattenbauten für westdeutsche Innenstädte», oder auch in Sätzen wie «Osterath ist die DDR Meerbuschs», um die Selbstabschottung dieses Stadtteils seiner nieder rheinischen Heimatstadt zu beschreiben. In anderen Situationen akzeptiert Weiler die Einheit zwar als Realität, hat sie aber kaum verinnerlicht:

(S. 284) Oldenburg liegt kurz vor dem Ende der Welt. [...] In meiner Kindheit war diese Gegend in aller Munde. Damals wurden über die Ostfriesen scheele Witze gemacht. Sie galten als hinterwäldlerisch, grobschlächtig und von inze-stuösen Aussehen. Damals nannte man sie «Ossis». Nach der Wende wurde dieser Kosename nicht mehr auf die Ostfriesen angewendet, und man machte auch keine Witze mehr über sie. Man meinte, ein großes Reservoir neuer hinterwäldlerischer, grobschlächtiger und inze-stuöser oder wenigstens zwanghaft nudistischer Witzopfer hinter dem Todesstreifen entdeckt zu haben. Die Ostfriesen gerieten darüber ein wenig in Vergessenheit.

Im direkten Kontakt mit Ostdeutschland erscheinen zudem Wessi-Komplexe verschiedener Art. Zu seinem ersten Erfurtaufenthalt erinnert Weiler –wie erwähnt– an seine letztjährigen Befürchtungen vor Neonazis und frustrierten Ossis. Das liege an den geringen Informationen, die bei ihm «im wesentlichen auf den Konsum von Spiegel-TV» bestehe: «Es ist ein Jammer mit uns Deutschen» (S. 66) Dem folgt eine sehr positive Beschreibung der Erfurter Innenstadt mit ihrem prächtigen Domberg. Und doch bleibt die Fremdenperspektive nicht unverborgen:

S. 67.: [Schild an Bahnhofsbaustelle] Also, Leute, ich wollte ja echt keine Ossi-Wessiwitze machen, aber dieses Schild ist echt ein Elfmeter. Da steht tatsächlich –fünfzehn Jahre nach der Wende– an der Holzwand: «Achtung: Geänderte Personenführung!»

Nicht nur die leicht überhebliche Sicht des Westdeutschen über die DDR-«Personenführung» wird deutlich, auch mit dem Be-



Foto: aboutpixel.de. © klausio

griff der «Wende» bleibt die Beobachtung ganz im Rahmen des westdeutschen politischen Publizistik. Beim nächsten Erfurtbesuch am 9.12.05 erscheint ein weiteres Klischee der innerdeutschen Auseinandersetzung: das westdeutsche Gefühl, den Osten zu gut auszustatten. Weiler kam aus Bremen, wo er an einer Sendung von Radio Bremen teilgenommen hatte, um in Erfurt im MDR zu lesen. So bietet sich hier die Möglichkeit zum direkten Vergleich der beiden Öffentlichen Rundfunkanstalten:

(S. 185) Der MDR ist ganz anders als Radio Bremen, nämlich super topmodern. «Klar», denken jetzt Leser aus dem maroden Bremen. «Die da drüben kriegen's wieder vorne und hinten reingebblasen. Bei uns in Bremen gehen die Geräte in

der Rundfunktechnik nicht, und die in Erfurt haben ein picobello Studio mit blitzblanker Technik und einem superschicken Foyer.» Tja, das kann man nicht ausräumen. Das ist so wohl so. Andererseits mussten die in Erfurt auch vierzig Jahre darauf warten, in einem schönen Haus ein von der freiheitlich-demokratischen Grundordnung geprägtes Programm machen zu dürfen. Was dabei rauskommt, ist zwar zum Teil seltsam, aber das mögen die Leute hier. Basta.

Dem Neidargument wird also vollständig nachgegeben, und der Verweis auf die so oft zitierte historische Schuld erscheint vor der Schärfe der sozialen Diskussion eher schwach, im Wortungetüm der «freiheitlich-demokratischen Grundordnung» geradezu offi-

zialistisch. Diesen Eindruck entkräftigt auch der Verweis auf das Recht zur eigenständigen Programmgestaltung – ein anderer Punkt öffentlicher Diskussionen gerade um den MDR – in keiner Weise, sondern wirkt eher etwas künstlich.

Die Allgemeinplätze der Unfreundlichkeit und der wirtschaftlichen Schwäche erscheinen dann bei den Beschreibungen von Dresden und Leipzig. Die Dresdner Museumslandschaft dient als Prototyp für die Dienstleistungswüste, eingeschränkt durch den Verweis auf die hübschen Dresdnerinnen und den Bericht über des Buchhändlers Klage über erhöhten Diebstahl: «Der Deutsche ist des Deutschen Wolf» (S.229). Zudem zeigt das Kapitel durch den Running Gag des Fußballspiels 1860 München gegen Dresden (Ohne Clubbezeichnung!) eine ganz andere Realität deutscher Wirklichkeiten. Deutlicher ist dagegen die Darstellung Leipzigs. Bereits mit der einführenden Schilderung seines Ticketerwerbs mittels seines Photos im Buch – er hatte Pass und Geld vergessen – baut Weiler eine geradezu surreale Stimmung auf. Diese erhält sich im wir-die-Gegensatz in der Leipzig-Beschreibung aus der Umbruchzeit.

(S.274) Nachdem ich ungefähr fünfzig Leipzignern meinen Fragebogen unter die Nase gehalten habe und dabei zu dem Schluss gekommen war, dass diese Leute zwar für Revolutionen, nicht aber für die freie Marktwirtschaft in Frage kamen, sah ich mir die Stadt an.

Daran schließt sich dann – trotz des Erfolges der «Wiedervereinigung» – eben das Klischee der Wirtschaftsproblematik an. Hier lässt sich wiederum ein gewisser Verteilungsneid feststellen¹².

In diesem generationsspezifischem Deutschlandbegriff ist aber auch der individuell geprägte zu beachten. Weiler stammt vom Niederrhein bei Düsseldorf und begab sich nach der Aufnahme an der DJS nach München. Dort arbeitete er sich in der Süddeutschen Zeitung hoch und lebt heute in der Nähe als Publizist. Beide Erfahrungswelten sind in *In meinem kleinen Land* erkennbar. Die Verstärkung des Niederrheins mit seiner genauen Aufgliederung in Ruhrgebiet, Niederrhein, rechtsrheinisch und linksrheinisch kann so nur einem Rheinländer gelingen. Die Rivalität Köln – Düsseldorf kommt zur Sprache, und sei es auch nur widerwillig. Ebenso findet sich der Karneval als kulturstiftendes Element. Gleichfalls erklären sich Bemerkungen zur urbanen Gestaltung des Großraums München oder zur bayrischen Innenpolitik nur aus einer konkreten Beschäftigung mit dem Alltagsgeschehen: Auch hier nimmt Weiler die Position des wertenden Beobachters ein, der aber gut informiert ist. Die Verknüpfung der individuellen und der generationalen Ebenen findet sich häufig, am deutlichsten vielleicht in der Beschreibung Berlins. In einem einzigen Kapitel wird die neue deutsche Hauptstadt behandelt. Nach Aussage des Autors ergibt sich diese geringe Beachtung aus den Schwierigkeiten, in Berlin zu lesen, was sich wiederum durch den erhöhten Anspruch des Berliner Publikums bedinge. Er sei nicht gerne in Berlin¹³. Das Kapitel ist durch die Spannung zwischen dem Alten und dem Neuen Berlin bestimmt, eine Spannung, die sich ebenso in den Erinnerungen wie in Verweisen an aktuelle Person und Orte verwirklicht. In diesem Kapitel finden sich sowohl sarkastische Anmerkungen zur Weltstadsideologie wie die eindeutige Aussage, dass er hier nach wie vor zwischen

West und Ost unterscheide, als auch Erinnerungen an Ostberlin. Allerdings endet dieses ungewöhnlich scharfe Kapitel mit der Erklärung, dass sich sein gescheiterter Reichstagsbesuch aus einer Gedenkstunde zur Befreiung von Auschwitz erkläre: «Da halte ich mein Maul» (S.203) – ein weiteres Mal findet der Autor die Pointe in der Individualität, hier allerdings in der Schwäche des Einzelnen vor der Stärke der gemeinsamen Geschichte des Kollektivs und dem Bedürfnis, sich ihrer zu erinnern.

Schlussfolgend lässt sich in Jan Weilers *In meinem kleinen Land* ein keineswegs einheitliches Deutschlandbild festhalten. Zum einen ist grundsätzlich der Ansatz unverkennbar, die negativ-kritische Haltung zur Nation zu überwinden und das besuchte Land von seinen angenehmen Seiten her zu genießen und zu betrachten. Dem Vorwort wie den entsprechenden Stellen nach ist dies das Hauptanliegen des Reisetagebuches, zugleich handelt es sich dabei um ein Ergebnis der Reisen, eine entstehende Haltung, das Produkt eines Lernprozesses. Als solches ist es eben keinesfalls gefestigt, vielleicht noch nicht einmal ausgegoren. In einigen Beschreibungen zum Wiederaufbauergebnis der Kriegsschäden und vor allem zu Ostdeutschland wird deutlich, wie wenig gefestigt es ist. Hier stellt sich die Kritik, die Lust am Kritisieren in den Vordergrund. Im Falle Ostdeutschlands ist außerdem der Prozess des Zusammenwachsens zu bedenken. Weiler widersetzt sich dem keineswegs. Als kritischer Geist ist er aber ebensowenig bereit, Vor- und Nachteile zu vermengen oder Fehlentwicklungen zu übersehen. Das bezieht sich keineswegs auf Einzelaspekte, sondern es ist das grundsätzliche Unverständnis, die kulturelle Verwurzelung, die in diesen Beschreibungen zum Tragen kommt und ein ironisch komisches Befremden ausdrückt, gerade wo es um das Verständnis wirbt, das eben derselbe Text nicht vermittelt. Weilers Reisetagebuch kann in dieser Hinsicht also durchaus als ein literarisches Produkt gesehen werden, das im selben Maße Bewusstsein bildet wie es bewusstseinsgebildet ist. Es steht, ganz im Sinne des soziologisch orientierten Kulturbegriffes der modernen Kulturwissenschaften, im Prozess einer kulturellen Neuschöpfung, hier im Prozess der neuen Ausrichtung der deutschen Gesellschaft hinsichtlich ihres Eigenverständnisses, wie es eben in diesem Prozess eine eigenständige Position einnimmt. *In meinem kleinen Land* fordert die Überwindung des negativen Deutschlandbildes der späten Bundesrepublik. Darin stimmt es mit den Jubelbildern überein, wie sie zur Fußballweltmeisterschaft 2006 entwickelt und im Jubiläumsjahr 2009 wieder aufgegriffen wurden. Allerdings fehlt ebenso jegliche Freude über ein neues Nationalverständnis, wie sie etwa im Dokumentarfilm *Deutschland, ein Sommermärchen* aufgetragen wurde wie der Pathos des Jubeljahres 2009. *In meinem kleinen Land* kommt rein zeitlich beiden zuvor. Diese kritisch-positive Deutschlandinterpretation ist also weniger ein Produkt einer gewissen Stimmung als vielmehr ein weiterer Träger, der zur Verbreitung vorbereitend beiträgt. Zugleich bleibt in dem Buch aber offen, wie es das neue Deutschlandbild gezeichnet wissen will, kaum vermag es dieses in seinen Facetten zu fassen. Lediglich soll dieses nicht problem-, sondern spaßbetont sein. Damit knüpft *In meinem kleinen Land* wiederum an die Spaßkultur der späten Bundesrepublik an, vermag es aber wiederum nicht danach zu fragen, inwieweit sich diese mit den Realitäten des heutigen, gesamten Deutschland deckt.



Annika Ström, «Windowpillow», 1989-2009.

Werkausgabe:
Jan Weiler: *In meinem kleinen Land*, Reinbeck: rororo, 2006

1. (http://www.hr-online.de/website/radio/hr1/index.jsp?rubrik=23238&key=standard_document_3842893)
2. S. 263: Übrigens ist das ganze Gerede von den sturen und angeblich humorfrei ostwestfalen völliger Unsinn.
3. S. 263: Der Tonmann bleibt cool, denn wenn es Schwierigkeiten gibt, haben Westfalen den Blutdruck einer ägyptischen Mumie.
4. S. 66: ... Wessi-Ängste. Ich befürchtete, dass auf dem wahrscheinlich unbeleuchteten Bahnhofsvorplatz kahlköpfige Thüringer Jagd auf äthiopische Dönerverkäufer machen würden.
5. S. 28 [Rostock]: Einige Zeit später errang die Stadt Rostock weltweite Berühmtheit, weil einige Einwohner des Stadtteils Lichtenhagen den dort in einem Plattenbau untergebrachten Asylbewerbern Molotow-Cocktails durchs Fenster warfen und die Feuerwehr daran hinderten, die hundert Eingeschlossenen zu befreien. [...] Hat jede Stadt die Einwohner, die sie verdient? Oder ist das nur Zufall und hätte überall sonst genauso passieren können? Wahrscheinlich. Mölln in Schleswig-Holstein ist auch ein so Ort trauriger Berühmtheit. [...] Katastrophenorte bleiben Katastrophenorte und heißen Eschede, Ramstein oder Bad Kleinen, wo der Zug nach Rostock hält.
6. S. 277: Die NPD kündigte an, die Veranstaltung zu besuchen, mehr noch: dort massiv teilzunehmen. Und da hat der Landrat dem Welter seinen Auftritt ganz einfach untersagt. Die Neonazis haben sich öffentlich darüber beärgelt. Es ist zum Heulen, wenn die was zum Lachen haben.
7. S. 34: Sie werden von mir aber jetzt aber kein Seniorenbashing lesen, weil man gegen den Senior von heute kaum mehr etwas haben kann, denn er ist in regel zu jung, um in der Waffen-SS gewesen zu sein. Wenn man heute einen Achtzigjährigen fragt, was er in der Nazizeit gemacht hat, war er in der Regel Schüler oder Flagghelfer. Vor zehn Jahren war das noch anders. Wir Jüngeren müssen uns allmählich darauf einstellen, dass die Frage, was der Mann neben uns im Bus wohl im Dritten Reich gemacht hat, nicht mehr Anlass zu düsteren Ahnungen sein kann.
8. S. 190: Andererseits: Ich bin mir sicher, dass Bruno Ganz beim Dreh dieses wahnsinnig wichtigen Filmes auch mal gemütlich im Hitler-Outlet in der Kulisse ein Würstbrot gegessen hat und sich mit dem Produzenten Bernd Eichinger über Flachbildschirme oder Mallorca oder Schuppenflechte unterhalten hat. Wenn der das darf, darf ich auch bügeln.
9. S. 196: Meine Meinung dazu ist, dass der Wirt lieber anständig kochen soll. Ich gehe nämlich nicht ins Restaurant, weil es von Juden geführt wird, sondern weil das Essen dort gut ist. Das mache ich bei italienischen oder japanischen Restaurants genauso.
10. Jan Weiler arbeitete vier Jahre als Werbetexter, bevor er an der Deutschen Journalistenschule (DJS) in München aufgenommen wurde.
11. So Weiler in einem persönlichen Gespräch am 13.12.09.
12. S. 275: «Letztlich ist dann aber doch alles gut geworden. Die Bewohner von Leipzig können inzwischen unter vierhundert Handytarifen, mehreren Duzend Sorten Speiseeis und bis zu sieben politischen Parteien wählen und machen alles in allem einen zufriedenen Eindruck, wenn man mal davon absieht, dass knapp zwanzig Prozent der Leipziger arbeitslos sind und deshalb zwar zwischen vierhundert Handytarifen wählen, diese jedoch nicht bezahlen können. Aber das wird schon. Eines Tages. Vielleicht. Symbolisch wurde das neue Leipziger Zentralstadion zur WM Arena erklärt. Ein anständiger Akt der Solidarität, denn Sachsen Leipzig, die Hausherren des Stadions, spielen in der Oberliga».
13. So Weiler in einem persönlichen Gespräch am 13.12.09.